

Philippe Rahmy

Die Panzerung

Reiseroman

übersetzt
von Yves Raeber



verlag die brotsuppe

Philippe Rahmy

Die Panzerung

verlag die brotsuppe



Philippe Rahmy

Die Panzerung

Reiseroman

aus dem Französischen
von Yves Raeber

verlag die brotsuppe



Für Patricia Johnson

Inhalt

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

Kapitel XVIII

Kapitel XIX

Kapitel XX

Kapitel XXI

Kapitel XXII

Kapitel XXIII

Kapitel XXIV

Kapitel XXV

Kapitel XXVI

Kapitel XXVII

Kapitel XXVIII

Kapitel XXIX

Kapitel XXX

Kapitel XXXI

Kapitel XXXII

Kapitel XXXIII

Kapitel XXXIV

Kapitel XXXV

Kapitel XXXVI

Kapitel XXXVII

Kapitel XXXVIII

Kapitel XXXIX

Kapitel XL

Kapitel XLI

Kapitel XLII

Philippe Rahmy dankt

Der Autor

Der Übersetzer

I

Shanghai ist keine Stadt. Nicht dieses Wort kommt mir in den Sinn. Nichts kommt. Dann höre ich fassungslos den Lärm. Rauschender Ozean, Kriegsmaschine. Ein Tumult, unendliche Perspektiven, Winkel und Flächen, die das Toben noch verstärken. Hier verkanten, verknoten, vervielfachen sich alle Menschenmassen Canettis, entschwinden am Horizont, winden sich um Fixpunkte (Kioske, U-Bahn-Schächte, Busstopps, Fussgängerstreifen). In Pulks oder versprengt drängen die Menschen in die Parks. Aus allen Himmelsrichtungen her ergiessen sie sich von der Strasse in die Shopping-Malls, gleiten von einem Schaufenster zum nächsten, ein geschäftiges, gieriges und verschwitztes Treiben. Der Raum weitet sich. Soweit das Auge reicht, unfassbar grosse Menschenmassen, entlang der Bahnlinien oder in schwindelnd hohen Wohntürmen. Auf den Boulevards, wie angewurzelt stehende Gruppen in gegenseitiger Hypnose, mit flirrendem Blick und wogenden Haaren. Shanghai ist Manguste und Kobra zugleich.

Die Fassungslosigkeit verfliegt. Die Stadt erscheint. Als himmelwärts gerichtetes lebloses Machtgehabe. Als lebendige, sich sehnsüchtig ausdehnende Landschaft. Das

Ergebnis ist eine absurde Szenerie. Ich bin noch voll im Jetlag. Wie eine Kuh, an der die Schnellzüge vorbeifahren, verstehe ich nicht, was ich sehe. Alles, was sich bewegt, fasziniert mich. Vor mir stehen bullige, in durchsichtige Tücher gekleidete Menschen dichtgedrängt unter den Bäumen. Sie verkaufen auf Decken ausgebreitete Knochen, die vage Skelette nachbilden. Ich betrachte die Knochen wie Kolumbus, der an den Stränden von Guadeloupe menschliche Gebeine entdeckte, ohne daraus zu folgern, dass Chinesen Menschen fressen. Hinter ihnen brandet der Verkehr.

Die Händler gehören zum Jägervolk der Achang aus dem Nordwesten Yunnans. Den nackten, inzwischen sesshaft gewordenen Jägern wird nachgesagt, dass sie ihre Gefangenen jahrelang am Leben hielten, bevor sie sie verzehrten. Die Knochen bemalten sie in verschiedenen Farben und tauschten sie bei Festlichkeiten untereinander aus. Jetzt leben die Achang in der Nähe städtischer Schlachthäuser. Sie finden dort Zutaten zur Herstellung von Heilsuppen.

Shanghai. Die Wucht dieser Stadt sprengt ihren Namen. In keinem Land, unter keinem Regime hat sich der Mensch einen solchen Gott erschaffen. Ein raumpaltendes, wucherndes Ungetüm. Und schon ist man bei den Analogien. Wie sieht, was man nie gesehen hat, denn aus? Die Bilder jagen sich und werden immer verrückter. Die Realität als Traummaschine. Strassennamen, Plakate, Schlagzeilen, Stimmen, die anonyme Menge, sie alle verbinden sich mit auf den ersten Blick identischen Gesichtern. Hier ist es, das Volk, das chinesische Volk. Stier. Drache. Volk der Bauern und der Revolution. Im Lärm dröhnender Müllcontainer dreht sich eine schwangere Frau um, bleibt stehen, wird vom Rundumlicht eines Kippladers erfasst, blinkt wie ein Hologramm. Sie ist gross und

abgezehrt, ausser dem Bauch, den sie mit beiden Händen stützt. Der Lichtkegel wischt über sie hinweg, dann der Stau, der hämmernde Strassenlärm, der stinkende Kipper, und aus den verschlungensten Schichten der Erde quillt die ganze Stadt. Hinter der anonymen Maske seiner Massen zieht Shanghai vorüber. Die Masse löst sich auf. Die Masken fallen. Und jetzt bricht dieses Fleisch und Blut gewordene Leben über mich herein, erregt mich, stösst mir den Kopf zwischen die Schenkel und in den heissen Schoss der Schwangeren, und so werde ich um sechs Uhr abends hier auf dem Asphalt in der Haut aller einsamen Menschen, aller elenden und liebeshungrigen Männer und Frauen dieser Erde geboren.

Gewöhnliche, von ihrer monströsen Umgebung versehrte Menschen. Am Handy, mit Musik in den Ohren, schick, abgespannt, in Kleidern fahl wie Beton. Shanghai hat sie alle in seiner Macht, lässt ihnen keine Wahl. Stumm wippen sie von einem Fuss auf den anderen, stürzen plötzlich auf die Strasse, streifen, doch berühren einander nicht, prallen präzis wie Magnete aufeinander, gehen wieder hastig ihrer Wege zwischen in den grauschwarzen Himmel ragenden Türmen.

Die Kühnheit der Bauten sprengt jegliche irdische Vorstellung. Man hört sirrende Warnsignale und dumpfe Schläge, wie in einem Hafen. Im harten Licht wirbelt verpestete Luft. Zwischen den Hochhäusern bilden sich Wolken, die der Wind immer wieder zerzaust. Sie sehen aus wie sich im Staub wälzende Elefanten. Eine Frau trägt eine Fischplatte über die Strasse. Sie tanzt mit den Autos, trotzt mit rauer Stimme dem Gehepe, schafft es im brandenden Verkehr bis zum gegenüberliegenden Gehsteig. Einige Tage später wird diese Frau eine andere Strasse überqueren. Sie wird dann ein Kind bei der Hand halten oder einen alten Mann, etwas Lebendiges, Gebrechliches, das sie gerade

abwesend streicheln wird, wenn sie von einem Minivan gerammt werden wird. Sie wird dann tot sein, oder es wird das Kind oder der alte Mann sein, die man auf die Seite rollt. Man wird ein Laken über sie legen. Eine identische Hausmeisterin wird, den Besen in der Hand, aus ihrem Innenhof zur Strasse schlurfen, ein paar Meter neben der am Boden liegenden Gestalt stehenbleiben, irgendetwas fluchen und rechtsumkehrt machen, um ihre Vögel zu füttern. Wie hier wird es auch dort dieselben von Geländern gesicherten Gehsteige geben, dasselbe emsige und lässige Treiben. Überall Arme, Beine, Leute mit Leitern, Angelruten, Vogelruten, Flachantennen, Macheten, Sonnenschirmen. Millionen von Gesichtern werden weiterhin im Abblendlicht der Autos vorbeiziehen. Hastige, erstickte Schritte auf dem Gehsteig, das Raunen eines sich auf Zehenspitzen bewegenden Volkes. Und hinter abwesenden schwarzen Augen die aufblitzende Kraft täglicher Beharrlichkeit.

Wer nach Shanghai kommt, findet keine Stadt, sondern ein Symbol überhitzten Daseins.

II

Die Einladung für diese Chinareise traf nach meiner Rückkehr aus Stuttgart ein. Ich hatte dort meinen an Parkinson leidenden Onkel besucht. Vormittags hatte ich jeweils meiner Tante bei der Krankenpflege geholfen, nachmittags am Teich gelegen. Die Abendstunden waren die schwierigsten. Meinem Onkel stockte der Atem. Sein Rumpf krümmte sich. Arme und Beine wurden von unsichtbaren Stricken auseinandergezogen. Er lag wie gevierteilt auf seiner Matratze. Allmählich verebbte die Krise, nein, sie zerbrach wie Eis in immer feinere, fast flüssige Schichten, seine Zähne knirschten, bissen, schlugen gegeneinander, seinem Mund entwichen Flüche, Drohungen, und mit dem Abflauen der Krise immer höheres Grunzen, Pfeifen, dann Gejammer, Schluchzen, Gluckern, dann gar nichts mehr. Die kreideartige Verkrustung wich aus seinem bereits vom Tod gezeichneten Gesicht, seine Hände entkrampften sich, signalisierten, dass man näher, noch näher, ganz zu ihm hinkommen solle, um ihn einen mit Jahreszahlen, Kriegserinnerungen oder den Namen von auf der Flucht aus dem lodernden Berlin durchquerten Dörfern gespickten Kinderreim murmeln zu

hören, oder den Namen des Wallachs, der den Karren gezogen und der Familie mit seinem sechsten Sinn mehrfach das Leben gerettet hatte, oder den Namen seines an Leukämie verstorbenen Bruders und schliesslich den meiner Mutter.

Es war warm. Der Nachthimmel hellte das Zimmer auf. Fernab konnte man in den Weinbergen Spaziergänger mit Taschenlampen ausmachen. Sie stiegen in Einerkolonne bis zum Gipfel des Hügels. Meine Tante entspannte sich. Sie sass auf der Bettkante und hielt ihren Mann bei den Schultern. Lange Minuten blieben ihre Augen geschlossen. Sie lächelte, überliess sich ganz der Erinnerung an glückliche Zeiten. Ich hörte ihr beim Atmen zu. In der kühlen Nachtluft krachte leise das Gebälk. Weitere Spaziergänger gingen durch die Dunkelheit, folgten ihren bellenden Hunden. Meine Tante öffnete die Augen. Mein Onkel fing wieder an zu jammern. Sie gab ihm zu trinken. Er würgte. Seine rissigen Lippen spuckten neue Flüche aus. Er riss an seinen Laken, der Pyjamahose und dann wünschte sich das Vogelgesichtchen gar den Teufel herbei und fiel in einen bleiernen Schlaf. Seit zwölf Jahren ging das so.

Mein Vater war Minister gewesen. Zur Zeit der Baaderbande hatte ihm die Regierung einen gepanzerten Dienstwagen zur Verfügung gestellt. Ich weiss noch, wie schwer die Türen waren, ich vermochte sie nicht zu öffnen. Ich erinnere mich an die Leibwächter, die uns an Weihnachten zur Kirche begleiteten, an ihre am Knauf ihrer Dienstwaffe geschürzten Sakkos. Ich war stolz, Teil einer solchen Familie zu sein, und ich schämte mich auch wie das hässliche kleine Entlein: Ich hatte einen ägyptischen Vater, dem ich eine vererbte Krankheit verdankte. Heute finde ich es leicht verstörend, diesen mich in allem überragenden Onkel sterben gesehen zu haben. Gesunde Menschen zu

überleben, ist der wahre Trost der Unheilbaren. Vielleicht habe ich diese Reise nach Deutschland aus demselben Grund gemacht, der mich meinen Vater zuhause bis zum letzten Atemzug hat begleiten lassen. Ich war damals um die fünfzehn Jahre alt. Es gibt für einen Sohn nichts Traurigeres und Süßeres als das Sterben des Vaters, als den letzten liebenden, kalten Blick des Kindes, der zugleich der erste Blick des erwachsenen Mannes ist.

Der Sturm hat sich gelegt. Shanghai glitzert. Mir ist, als ob ich über dem Sternenhimmel schwebe, in einer Nacht über der Nacht. Mein Kopf tut mir weh. Ich lehne mein Gesicht an die kühle Fensterscheibe, das lindert. Die Zeitverschiebung macht mir immer noch zu schaffen. Ich habe Angst, mich hinzulegen, sogar davor, mich zu setzen. Angst vor dem Rückfall in den lähmenden Zustand des kranken Kindes, das ich in meinem von Efeu umrankten Haus am Fuss des Juras gewesen war.

So weit weg zu reisen gibt mir eine Vorstellung davon, wie es wäre, ewig zu leben. Auf die Stadt zu schauen tut mir gut. Jedes Gebäude ist eine Tür, jede Strasse ein schwarzer Graben. Tiefste Nacht. Ich denke an nichts. Ich lebe. Und zähle meine Toten. Wir altern nicht, weil die Zeit vergeht. Wir altern wegen der Toten, die wir mit uns tragen und die in uns weitersterben. Ich zünde mir eine Zigarette an. Tische soll man beim Schreiben meiden. Ob rund oder eckig, sie sind zum Essen da. Um wieder zu Kräften zu kommen. Um nach einem langen Tag Arme und Schultern auszuruhen. Um zu lümmeln. Ich stehe immer noch hoch oben an meinem Fenster. Die Kehrtrucks fahren jetzt los. Ich werde alles tun, um länger zu leben als die, die ich liebe.